

Programmheft – Frühling 2006

UNGARISCHER
AKZENT

Ungarisches
Kulturjahr in
Deutschland



Liebe Leser,

die Betonung liegt immer auf der ersten Silbe – hört man oft als Erklärung für den richtigen ungarischen Akzent. Ein jeder Deutscher – ganz gleich welchen Alters – verfügt über Erfahrungen mit dem ungarischen Akzent. Ganz gleich, ob es sich dabei um Liselotte Pulver als Piroshka, die Erinnerungen an eine Balatonreise oder um Worte von George Tabori oder Imre Kertész handelt: die besondere ungarische Betonung hat sich in den deutschen Köpfen festgesetzt. Und wenn auch Puskás heute immer noch der einzige bekannte ungarische Fußballer ist, so denken doch die Deutschen heute vielleicht nicht mehr so oft an Piroshka, wie am Ende der fünfziger Jahre. Das die Vorstellung der zeitgenössischen ungarischen Kultur als primäres Ziel besitzende Kulturjahr kann die Veränderung von Klischees nicht bewirken wollen (denn Klischees besitzen ein selbständiges, geheimnisvolles und unbeeinflussbares Leben), doch kann es auf die hinter den Klischees steckenden (Wahrheits-)Gehalte aufmerksam machen: auf die Offenheit, den von den Deutschen so hochgeschätzten anderen Blickwinkel und auf die sprachlichen und historischen Besonderheiten. Das kulturelle Erscheinen in dem Jahr 2006/2007 kann die Möglichkeit zur Verlagerung der Akzente des Ungarnbildes bieten, zur Vorstellung der ungarischen Musik, bildenden Kunst, Literatur und anderer Gattungen im europäischen Kontext.

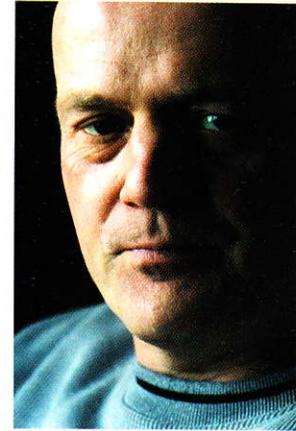
Der Titel der Kultursaison, „Ungarischer Akzent“, bezeichnet nicht nur die Aussprache, sondern charakterisiert zugleich auch die Struktur der Veranstaltungsreihe. Wir möchten Akzente in den verschiedenen kulturellen Zentren Deutschlands setzen, in dem einen oder anderen kürzeren oder längeren Zeitraum des Jahres. Unter den Schwerpunkten des Frühjahrs ragen die Veranstaltungen im Zusammenhang mit dem Bartók-Jubiläum und die Konzerte sowie Festivals zum 80. Geburtstag von György Kurtág, die Veranstaltungsreihe der Ungarischen Märchentage in Berlin, die selbständigen Veranstaltungsreihen in Bayern, Hamburg und Stuttgart sowie die mit zwei Lesungen verbundenen Fußballspiele der Schriftstellerauswahlmannschaften der beiden Länder in Berlin heraus. Nach der Sommerpause kommt es dann in zahlreichen Städten Deutschlands, in Verbindung mit dem 50. Jahrestag der 1956er Revolution zu ungarischen Programmen.

Nicht die einfache Präsentation, und noch viel weniger die Repräsentation ist das Ziel, sondern ein tatsächliches Ergebnis wäre es, wenn sich in Folge der Veranstaltungsreihe langfristige institutionelle Verbindungen und neue gedankliche Knotenpunkte herausbilden würden, die nicht nur in den bilateralen Beziehungen, sondern auch im öffentlichen Diskurs neue Wege eröffnen können.

József Mélyi
Kurator

Endre Kukorelly

UNGARISCHER AKZENT



Mit meinen brandneuen deutschen Kumpanen, den Spielern der Freizeitmannschaft Utopie, sitze ich in einer guten Berliner Kneipe, plötzlich spricht mich da der mit dem Spitznamen Effe an, ein Prolijunge aus dem Osten, und fragt, was ich denn eigentlich so mache. Das war vor zehn Jahren. Damals spielte ich zum ersten Mal mit ihnen Fußball, auf wunderbarem Kunstrasen, abends bei Flutlicht, nach dem Spiel tranken wir ein Bier. Er hieß Effe, weil er Effenberg ähnelte, damals war er der Star der Mannschaft. Kumpane, das ist wohl etwas übertrieben, sagen wir Bekannter, ich kannte sie gerade einmal zwei Stunden, da ist auch das Wort Bekannter übertrieben, also doch besser Kumpane. Alle sozialen Schichten waren in der Truppe vertreten, vom ostdeutschen Arbeitslosen bis zum westdeutschen Staatsanwalt, und sie waren erstaunlich sympathisch, denn zufällig glückt mir ein überragendes Tor in der letzten Sekunde.

Ich antwortete diesem Effe, ganz rot über beide Ohren, nach einigen Sekunden verkrampften Schweigens, denn was blieb mir schließlich übrig, also: Schriftsteller.

Ein Moment Stille. Was? Das aber keinesfalls im Drachenschlangentone des Faffner aus dem Siegfried, der aus seinem Traum erwachte, sondern wie ein geradezu zärtlich klingendes Interesse.

Srft-stel-ler, wiederholte ich, in mittlerer Lautstärke, ganz akkurat akzentuiert, glaub ich, inzwischen glotzten mich alle an, na was jetzt. Was ist denn? Was glotzt ihr so? Kapiert ihr das nicht? Fehlt euch das Wort? Null literarische Kultur? Hat es euch die Sprache verschlagen? Könnt ihr kein Deutsch? So katastrophal ist mein Deutsch? Fürchterlich, grauenhaft, ich musste es noch einmal wiederholen, dabei war das eine Mal schon viel zu viel, Srftsteller, sagte ich, überaus eindeutig, ja heldenhaft, ganz langsam und ungarisch, worauf der Staatsanwalt, so sanft er nur eben konnte, mit gutheißendem Lächeln wiederholte Srüf´steller, und Effe nickte mir erleichtert zu, ja, Srftsteller, warum ich das denn nicht gleich gesagt hätte, und sofort ließ er mich wissen, auch er habe schon etwas von Dostojewski gelesen.

Damit war das Eis gebrochen. Ich gehörte zu ihnen.

Plus das Tor.

Es muss nicht unbedingt an meinem Tor gelegen haben, dass sie so freundlich zu mir waren, denn auf anderen Plätzen in Deutschland habe ich kein Tor geschossen, und sie waren doch nett zu mir. Oder ich schoss Tore wie in Hamburg, in der Mannschaft des Cafés Unter den Linden, wo ich der Détári war (woraus sich leicht errechnen lässt, das muss etwa fünfzehn Jahre her sein), weil ich zur allgemeinen Verblüffung dort etwas zu machen wagte, was da überhaupt nicht üblich war, Dribbeln und Fummeln.

So also kam es zu meiner kleinen Fußballkarriere in Deutschland, dennoch glaube ich nicht, dass diese Berliner deshalb so freundlich zu mir waren, obwohl sich nicht abstreiten lässt, diesen Ball habe ich wirklich glänzend getroffen. Mit Vollspann. Das ist so ein Moment, in dem man eigentlich sofort abtreten muss, gleichsam auf höchstem Gipfel. Der Ball knallte genau unter die Latte und von da ins Tor.

Und exakt in diesem Moment fiel das Licht aus.

Also ich ziehe ab, der Ball knallt unter die Latte, ins Tor, und es wird stockdunkel auf dem Platz, an diesem schönen Abend im Spätherbst 1995. Auch jetzt habe ich noch dieses Geräusch im Ohr, dieses Tsss (wie klingt das wohl auf Deutsch?), der Ball, die Latte, der Stromausfall, als hätte ich den Schalter getroffen, ungeheuer eindrucksvoll, man kennt das Gefühl – Freiheit statt Freizeit -, wenn sich ein bisschen mehr in die Blicke hineinmischt als bloße Anerkennung. Ich will es riskieren: ein warmes Erschauern, die Sache hat einen männlichen, leicht homoerotischen Stich.

Das kann kein Deutscher ungarisch sagen, weil er ein Deutscher ist. Dieses ungarische Wort Stich. Da reichen nicht zehn, nicht fünfzehn, da reichen keine tausend Jahre, auch dann schafft er das nicht. Er kann es Minute für Minute wiederholen, unablässig üben, er wird den Ton nie und nimmer treffen, der ungarische Akzent ist für Deutsche eine terra incognita. Eine grundsätzlich nie und nimmer zu treffende Latte. Und umgekehrt natürlich, da umschmeicheln mich alpträumhafte Erinnerungen, die vielen Fälle freiwillig eingegangener Notlagen, als ich Deutschen, die nichts Böses ahnten, deutsch vorlesen musste.

Man lädt mich ein, wir besprechen alles, ich solle meine Gedichte lesen, gut? Na gut, nichts leichter als das. Dann pauke ich die Betonungen, übe sie wie ein Lied, singe das Ganze, kein Problem, plus honor. Plus die unendliche, unnachahmliche deutsche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, wie sie mich aufnehmen, wie herzlich sie mit mir umgehen, voller Nachsicht. Ich beruhige mich, wenn ich mich auf so etwas einlasse, es sind ja noch Wochen, bis es so weit ist, ich werde nicht gleich nervös.

Das aber kommt später.

Ich lese vor und nichts wird verstanden. Rein garnichts. Nichts und wieder nichts, ich weiß es genau. Alle tun so, als ob, weil sie höflich sind, doch absolut Nullkommanichts kommt an, sie schlafen mit offenen Augen bis zum Schluss.

Tatsächlich, als sänge ich eine Oper in einer merkwürdigen Sprache, die in mancherlei Hinsicht an das Deutsche erinnert. He da! He da! He do! Zu mir, du Gelüft! Ihr Dünste, zu mir! Donner, der Herr, ruft euch zu Heer!

Eine Anekdote berichtet, János Arany (der größte ungarische Dichter und Übersetzer Shakespeares) habe damals eine britische Akademiedelegation mit einer von ihm selbst verfassten Begrüßung in englischer Sprache empfangen, die Mitglieder dieser Delegation kamen aus dem Staunen nicht heraus, wie sehr doch die ungarische Sprache der englischen ähnlich sei. Ich glaube, das müsste unser Ausgangspunkt sein.

Und hierher müssten wir zurück gelangen.

Bis wir mit dem Staunen kaum mehr fertig werden, wie nah uns das gänzlich Fremde doch ist: uns das Deutsche, ihnen das Ungarische. Wie anders ist ein und dasselbe.

János Arany habe ich hier übrigens nicht zufällig hervorgekramt: Ich empfehle ihn als Emblem und Schutzheiligen für das Programm Ungarischer Akzent. Seit Jahren schon versuche ich, dass wir – ja wir, die einmaligen, einfachen Ungarn – diesen Künstler in den Kulturkanon der Welt hineinschieben, der „unter uns“ vielleicht als einziger in die vorderste Reihe der nach strengsten Kriterien zusammengestellten Weltelite gehört und von dem – mit einiger Selbstzufriedenheit höre ich das immer wieder betont – außer uns niemand auf der Welt weiß. Ich kenne keine andere Kultur, die so offen und aufnahmebereit ist wie die deutsche, manchmal sogar für meinen Geschmack zu offen, in einzelnen Fällen auf Kosten ihrer eigenen, hervorragenden Werte. Keine Kultur könnte besser und ehrlicher helfen, János Arany international Geltung zu verschaffen.

Noch ein wenig mehr aber erregt mich eine andere Sache: Für mich nämlich ist der Akzent deutscher Frauen der erotischste. Ich hatte Gelegenheit, deutsche Frauen zu bewundern, die ungarisch sprechen, ich würde ganz einfach sagen, wenn sie derartige Wirkung auf mich haben möchten, dann sollen sie ungarisch lernen. Doch nicht unbedingt zu gut.

Meinetwegen auch gut, den Akzent aber dürfen sie nicht verlieren.

Bei Männern ist das etwas anders. Meine deutschen Bekannten, die ungarisch reden, empfinde ich eher als kleine Jungen. Dabei muss ich natürlich auch daran denken, wie ich ihnen wohl erscheinen mag, wenn ich es auf Deutsch versuche. Wahrscheinlich wie ein Volltrottel.

Wir belauschen uns gegenseitig, weil wir – so glaube ich - endgültig aufeinander angewiesen bleiben.

Das mag gut oder schlecht sein, vielfach ist und war es schlecht, jetzt ist es sicher gut. Ganz fest aneinander geklebt. Hang und súly,; das lässt sich nicht übersetzen!

Budapest, 11. – 12. Dezember 2005

aus dem Ungarischen von Wilhelm Droste

Traum am Vulkan Etna

Ausstellung von Gábor Záborszky

Prof. Gábor Záborszky, Jahrgang 1950, ist einer der bedeutendsten Maler in Ungarn. Er veranstaltet seit 1977 regelmäßig Ausstellungen auf der ganzen Welt. Er „nimmt seit Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre eine besondere Übergangsrolle in der zeitgenössischen ungarischen Kunst ein. Das ursprüngliche Ziel seiner Malerei ist es, die Bildfläche zu akzentuieren, sie plastisch zu gestalten. Um das zu erreichen greift er zu jenen traditionellen Materialien, die plastische Effekte hervorrufen: beispielsweise zu Sand, der mit einem Bindemittel aus Kunststoff vermischt wird und mit dessen Hilfe einerseits die Bildflächen an Plastizität gewinnen, andererseits die Erinnerung an zerbröckelte Erde, oder an das traditionelle bäuerliche Baumaterial – Lehm – wachgerufen werden.“ (Dr. Péter Fitz, Direktor des Museum Kiscell, Budapest).

Zum Grundmaterial der Ausstellung in Passau dient die Erinnerung an eine Reise nach Sizilien. Ein Ausflug zum Vulkan Etna inspirierte ihn zu einer neuen Serie von Bildern aus Papiermasse mit gemahlenem Kristall, Acryl-Farbe und Erde. Die Reihenfolge der Gemälde stellt die Geschichte der Entstehung unseres Planeten vor.

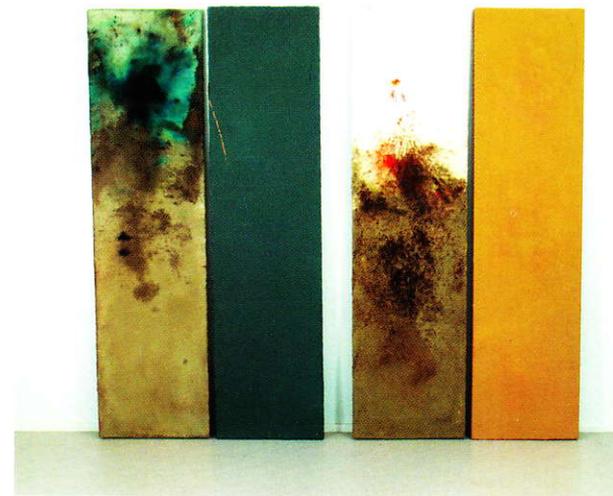
Die Ausstellung findet im Museum Moderner Kunst – Stiftung Wörlen statt, in jenem Museum, das seit vielen Jahren eine herausragende Rolle bei der Förderung ungarischer Talente spielt und dessen Direktor, Hanns Egon Wörlen, sich wie kein anderer um die Weiterentwicklung der bayerisch-ungarischen Beziehungen auf dem Gebiet der Kunst engagiert.

11. März bis 11. Juni 2006

Museum Moderner Kunst –
Stiftung Wörlen
Bräugasse 17.
94032 Passau

17. Juni bis 30. Juli 2006
Eröffnung: 16. Juni 2006

Schloss Ökonomie Gern
Roßstall, Eggenfelden



(Foto: Misi)